Nebraska Staats-Anzeiger.

Lincoln, • • Nebraska.

Nummer 31.

In der Vorstadt.

Die Stadt Swjatogorsk liegt im Süden Rußlands, am Ufer des Dnjepr, und hat sich in der letzten Zeit, dank den Eisenbahnen, zu einem wichtigen Handelsplatz aufgeschwungen. Sie ist malerisch gelegen, hat mehrere prachtvolle Gebäude, Vergnügungsgärten und Cafés. Kurzum, die Stadt Swjatogorsk huldigt dem Fortschritt.

Hingegen haben die Vorstädte von Swjatogorsk noch ganz ihr früheres Aussehen beibehalten. Bewohnt werden sie durchweg von den unteren, von der Sonne noch wenig betrügten Klassen, mögt einmal Straßenbeleuchtung ist vorhanden, und überhaupt da vielfach stockfinster.

Nachmittags gewährt einen traurigen Anblick parjonowka, die eine der Vorstädte. Sie nimmt die ziemlich tiefe Schlucht ein, welche von den zwei Anhöhen gebildet wird — dem Schwalbenberg, auf dem der Friedhof liegt, und dem Kirchberg, wo unlängst ein Fort angelegt ist, das die Stadt Swjatogorsk von Westen — von der Eisenbahn her — decken soll.

Die Bewohner parjonowka's genießen bei von „Glückchen" eines Spätsommerabends. Aber freilich sind sie nicht aus Samt und Seide Langeweilige, und so kann einer eine Ausnahme der alte Hengemacher Jlwanow, ein einigermaßen wohlhabender, ein achtungswerter Mann in jeder Beziehung.

Ein junger Provisor an zwanzigert Hengemacher im Jahr und erhält somit seine Familie, die aus einer Ehefrau, nicht mehr jungen Tochter Sofia (Sheila) und zwei erwachsenen Söhnen, Manja (Maria) und Sofja (Salzsäure) besteht. Zum so gekommen, daß Sofia, ohne erwerbstätig zu sein, Mutter der beiden Söhne von parjonowka geworden ist, ist sie Geheimnis. Jedenfalls wird wer sie eine strenge Mutter.

So war denn auch der Ofensetzer Michailytsch, der eines Abends zu Hause kam, nicht im Geringsten überrascht, als er in der Hausflur gewahrte, wie sie gerade Sofja mit vollen Backen verdreschte. Sofja nahm die Schläge immer und geduldig hin. Nachdem er das Ende der Exekution ruhig abgewartet, mischte Vorsichtig sich die Mutter, und setzte seinen Weg durch den Flur nach dem Hofe der Hengemachers fort, um dem Wirte Zoff von allerhand nahen und fernen Dingen zu plaudern.

Die zur späten Stunde saß der Ofensetzer Michailytsch bei dem alten Jlwanow, schließlich wünschte er ihm eine gute Nacht und begab sich auf den Heimweg.

Das kleine Haus Jwanows, mit der einen Seite an den Schwalbenberg gelegt, stand mitten in einem Gemüsegarten. Es war eine warme, sternenklare Nacht. Michailytsch schritt auf einem Fußweg hin, vorbeiem den Beeten, welche einen Geruch von Nelken, Dill und Gurkenkraut ausströmten. Das Zentel der Nacht schien von Zeit zu Zeit gleichsam zusammenzuziehen. Das war das Feuer, das auf der nahen Ziegelfabrik Petricks brannte und bei jedem Windstoßen blaue Streifen in den Sternenhimmel warf.

Michailytsch kam es vor, als hörte er rechts unter dem Maulbeerbaum jemand sprechen. Als wißbegieriger Mensch dachte er sich, um nicht gesehen zu werden, schlich näher und erkannte Petrick. Dieser zwanzigjähriger Windbeutel, der im Frühjahr erst die Ziegelfabrik geerbt hatte und in Parjonowka als reicher Herr galt, war nicht allein. Neben ihm stand sein Freund Kornei Krutikow, ein parjonowscher Edelmann, der im Durchbringen der elterlichen Erspartnisse einen recht loblichen Eifer an den Tag legte und als großer Gatan bekannt war. Wenigstens war es zwemal vorgekommen, daß die eifersüchtigen Burschen von Parjonowka ihm einen tüchtigen Denkzettel mit auf den Weg gaben für sein ungeziemes Benehmen mit ihren eigenen Damen.

„Sie hat mich unglücklich gemacht," deklamirte im tragischen Tone Petrick. „Ich habe ihr ein Band geschenkt, dazu ein Paar Schuhe und ein Medaillon. Ich war sogar bereit sie zu heirathen."

„Auch ich wollte Sofscha heirathen," sagte Krutikow. „Und was sie mich um Geld leicht gemacht! Wie oft habe ich sie nicht nach „Eldorado" führen lassen."

„Na, laß' mal einen Pfiff hören."

„Sofscha schläft am Ende noch nicht."

„Pfeif' immerhin!"

Kornei setzte zwei Finger an die Lippen. Sein Pfeifchen hatte die Wirkung, daß gleich darauf im Gebüsch ein Mädchen hervor wurde und im matten Mondschein des fernen Fabrikfeuers die Erscheinung Sofschas auftauchte. Sie athmete schwer, ihre Flechte war losgegangen, die Augen blitzten und ein Kornei machte eine Reihe weißer Zähne sichtbar. Petrick faßte sie am Arm. Die Begegnung mit ihm kam unerwartet und sie bitzte fragend auf Kornei. Sie flüsterte etwas, was Michailytsch nicht hören könnte. Es kam ihm vor, als wenn die jungen Leute sie zu etwas überreden wollten, ihr mit Skandal drohten, falls sie nicht nachgab. Zuletzt streckte Sofscha die eine Hand Petrick, die andere Kornei hin und alle drei entfernten sich in der Richtung der Straße.

Michailytsch gedachte seiner Jugendzeit. Schon über zehn Jahre war er verheirathet und doch bemächtigten sich seiner in diesem Augenblick mit seltsamer Gewalt die Eifersucht, der Neid und noch ein anderes Gefühl, das mitunter fremde, unbetheiligte Personen verleitet, sich in die Privatangelegenheiten anderer Leute einzumischen. Er verließ seinen Hinterhalt, ging nicht nach Hause schlafen, sondern folgte den jungen Leuten in geraumer Entfernung.

Die Straßen und Gäßchen von Parjonowka waren menschenleer. Die Schlucht öffnete sich nach dem Dnjepr hin. Hier befand sich eine Fähre und der alte Agei hielt Boote, die man von ihm miethen konnte. Michailytsch konnte sehen, wie die beiden Bummler Sofscha in's Boot hineinhalfen und dann abstießen. Sie fuhren zunächst stromabwärts, während Michailytsch das Ufer entlang schritt, sein Gesicht anstrengend und das Dunkel durchspähend, das beinahe undurchdringlich gewesen wäre ohne die buntfarbigen elektrischen Flämmchen „Eldorados", deren senkrechte Abstrahlungen in den bläulichen schwarzen Wogen des Dnjepr zitterten.....

Michailytsch blieb stehen: er bemerkte in der Dunkelheit das Boot mit den jungen Leuten, das plötzlich umgewendet wurde, der Strömung entgegen. Ein matter, beinahe verlöschender Strahl des elektrischen Lichts erleuchtete auf einen Moment die Umrisse Sofschas und ihrer Kavaliere und in der Luft ertönte das Lachen des Mädchens. Die Schattenbilder trugen das Lachen über den glatt, als der Ton erstarb. Dann kam es Michailytsch vor, als sei plötzlich Sofscha und ihren Begleitern Stein entwandt. Er hörte sie einigemale leise aufschreien, dann ertönte wieder ihr Lachen und plötzlich durchschnitt die lautlose Stille ein gellendes Stöhnen. Das Herz des Spionegers erbebte in allen seinen Fibern; er begann zu laufen, polterte über Etwas, fiel hin und erreichte die Ueberfahrtstelle erst dann, als auf dem Anger die alte Ruhe des Todes herrschte. Die grauenvolle Stille unterbrach nur das leise Geräusch, das vom Wogengeplätscher am Ufer herrührte. Der Kahn war leer.

„Agei! Agei!" begann Michailytsch den Fährmann zu rufen. Aber Agei war nicht da. Der Alte war bereits mit seinen Hegen auf den erschlafenden ausgefahren.

* * *

Die ganze Nacht verbrachte Michailytsch schlaflos. Es war ihm unmöglich, einzuschlafen nach dem, was er zu sehen und zu hören bekommen. Kaum daß der Frühsonnenschein, so zu sagen, sich gezeigt und trotzdem schon auf dem Wege zur Fähre.

Noch hing der Morgennebel in der Luft. Die Sonne stand noch unter dem Horizont und ihre gewaltigen goldenen Strahlen brachen sich in den durchsichtigen Nebel, wobei der Eindruck, die Farben mit den unangezündeten Segeln und die zum Fährhof gehörigen Gebäude — die Station für die Dampfboote, die Badehütten, die Kapelle — in violetten Purpur getaucht schienen. Der Fluß lag zur Seite, als gutten über seine Fläche die thauenden Schatten der Dämmerung. Das jenseitige Ufer hob sich scharf vom Hintergrunde ab mit den Zinnen seiner Pappelallee und der Vorderseite des Lust-Konditorials, das an einen Spielpalast aus Pappe erinnerte.

Michailytsch setzte sich auf eine Bank und wartete auf die Ankunft des Dampfbootes.

Der Fährhofer Wächter, im Winkel zusammengekauert, nickte noch eben freundlich auf Michailytsch. Ein rothhaariger Matrose, im blauen Tuchgewand, schmauchte seine Pfeife. Nicht weiter Wellen schlugen mit lässigem Plätschern an den Rand der Anfahrt.

Endlich stieg das Dampfboot vom anderen Ufer ab — es brachte die letzten, verspäteten Besucher „Eldorados" zurück. Es beschrieb einen Halbkreis und legte einige Minuten später an. Unter ihm schnaubte das Wasser. Der Matrose ergriffe das Dampfboot mit der Hadenstange, band das Tau fest und warf die Brücke hinüber.

Es stiegen nur zwei Passagiere aus: Petrick und Kornei.

Sie waren betrunken. Indessen, außer dem Schlaps, und dem Wein mußte ihre Erregung noch einen anderen Grund haben. Sie lamen an Michailytsch vorüber und es wollte ihm scheinen, als möchten sie ihn absichtlich nicht erkennen. Er rief sie an — aber sie wandten sich nicht um.

Michailytsch eilte ihnen nach, aber sie bestiegen schnell, ohne ein Wort über den Lohn zu verlieren, eine Droschke und jagten nach der Stadt.

„Aber wo ist denn Sofscha..... Ertrankt? .....dachte Michailytsch und kalter Schweiß trat auf seine Schläfen und seine Stirn.

Er dachte an Sfaschas Geschrei, an ihr Lachen, dem wiederum Schreien folgte; in seiner Brust tönte der herzzerreißende Schrei der Verzweiflung wieder, auf den tiefes, geheimnißvolles Schweigen folgte.....

„Ertrankt," mußte er sich noch einmal sagen — das stand fest.

Was hatten sie gethan? War das Rache, oder war das einer von den Scherzen, deren die Niedertracht in Parjonowka fähig ist?

Der Umstand, daß er gleichsam Zeuge von Sfaschas Untergang war, daß er schon gestern Petrick und Kornei im Verdacht hatte, sie machten Böses im Schilde führen, ferner der Gedanke, daß er das Mädchen hätte warnen können und dies nicht gethan habe — alles das weckte jetzt in dem Herzen des Ofensetzers schmerzliche Pein.

Von der Anfahrt richtete er seine Schritte nach der warfjonowsch'n Schlucht. Er wankte wie ein Betrunkener und stolperte im Uferfande.

Die Vorstadt war bereits wach. Dem Ofensetzer begegneten mehrere Leute, die ihm bekannt waren. Bei der Fähre traf er Agei, der ein Netz trug. Plötzlich empfand er ein unüberwindliches Bedürfniß, Jemandem den Vorfall zu erzählen. Er trat auf Agei zu und fragte ihn:

„Sag' mal, guter Mann, kennst Du mich?"

„Warum sollt' ich Dich nicht kennen?" antwortete der Fischer.

„Für wen hältst Du mich denn? Bin ich etwa der Ofensetzer, oder vielleicht was anderes?"

„Der Ofensetzer, ja wohl. Was weiter?"

„Hab' ich gestern bei Dir ein Boot gemiethet, oder nicht?"

„Nein."

„Das mein' ich auch," sagte Michailytsch lächelnd. — „Entsinnst Du Dich aber vielleicht, wer bei Dir gestern Abend nach zehn Uhr ein Boot miethete?" fuhr er fort.

„Wie kann ich mich dessen noch entsinnen!"

„Krutikow und Petrick. Und mit ihnen war ein Mädchen — die Enkelin des Heiligenmalers Jwanow.

„Richtig. 's Mädel war mit. Jetzt weiß ich's genau. Was richtig ist, ist richtig."

„Hast Du das Boot wieder zurückerhalten?"

„Nein. Das Boot haben sie auf dem Ufer da gelassen. So war es abgemacht. Thut nichts, geht nicht verloren.

„Sie ist aber ertrunken!" platzte Michailytsch mit triumphirendem Ausdruck hervor.

Der Fischer begriff sofort, daß es sich um das Mädchen und nicht um das Boot handelte. Er meinte ganz ruhig.

„Das kommt schon vor. Hörst, Stjepanytsch, Jlwanows Enkel ist ertrunken."

Leute sammelten sich um sie, man fragte hin und her, wie es gekommen, daß Sofscha ertrank? Und wo?

„Wer hat's denn gesehen?"

„Der da."

„Warum hast Du denn aber geschwiegen, mein Lieber?" fragte Michailytsch eine autoritätsvolle Stimme. „Ich frage Dich, warum hast Du bis jetzt geschwiegen?"

Der Ofensetzer drehte sich um und riß hastig seine Mütze vom Kopf. Vor ihm stand der Polizeiaufseher von Parjonowka, den Sonnenschirm über sich haltend und ein Laken unter dem Arm. Er kam soeben aus dem Bade.

„Euer Wohlgeboren," stotterte Michailytsch — „ich fürchtete mich vor genügender Verdächtigkeit....."

„Vor welcher Verdächtigkeit?"

„Deswegen nämlich, weil es mit der Ertrunkenheit nicht ganz in der Ordnung herging," erklärte geheimnißvoll Michailytsch.

„Soll das heißen, daß das Mädchen sich selbst ertrankt hat?"

„Nicht gerade selbst, sondern.....mit fremder Nachhülfe."

„Was? Willst Du wohl vernünftig reden? Wer hat sie ertrankt?"

„Darüber haben Sie die Güte, Agei zu befragen," entgegnete der Ofensetzer ausweichend und mußt ohne einen Anflug von Schlauheit.

„Sich frage ich!" schrie der Polizeiaufseher.

„Unsere eigenen angestammten Leute haben Sfaschja ertrankt, das kann ich vor dem wahrhaftigen Gott bezeugen."

„Du bist wohl betrunken, Mann?"

„Hab' noch keinen Tropfen in's Mund genommen," versicherte Michailytsch beschieden. Das Schwanken kommt blos von der Unnebelung der Gefühle; ich hab' nämlich nicht geschlafen, Euer Wohlgeboren!"

„Folge mir!" sagte der Polizeiaufseher streng und gab dem Ofensetzer sein Laken mit den darin eingewickelten Stücken Lindenbast und Seife zu tragen.

Um Mittag wurde die Leiche Sfaschas aus dem Dnjepr herausgefischt. Sie lag auf dem Ufer, den zeugenen Strahlen der Sonne ausgesetzt. Ihre bleichen, erstarrten Arme waren emporgehoben und das vor Kurzem noch so lieblich Gesicht war jetzt schwarz wie das einer Negerin. Die Leute von Parjonowka gingen vorüber, guckten die Leiche an und schüttelten die Köpfe. Fjotka konnte sich den ganzen Tag aber von der todten Tochter nicht trennen, sie war ganz niedergebeugt, vor Kummer. Sfaschas Schwester, Manja, weinte, der Großvater brummte.

Erst am folgenden Tage wurden Petrick und Kornei verhaftet. Anfangs leugneten die Freunde ihre Schuld. Aber die Beweise waren gegen sie und sie legten dann das Geständniß ab. Ihrer Aussage zufolge hatten sie Sfaschja blos zwingen wollen, die Entfernung vom Boote bis zum Ufer zu durchschwimmen, zur Strafe nämlich, für ihr kokettes Wesen und ihren Leichtsinn. Sie hätten das Mädchen in's Wasser gestoßen, wohl wissend, daß Sfaschja geschickt wie eine Ente schwimme, aber sie habe einen Schreck bekommen und sich infolge dessen verschluckt.

„Wir haben ihr nichts Böses anhaben wollen," sagte der parfjonowsche Edelmann dem Untersuchungsrichter, — „obzwar sie ohne unser Zuthun die verdiente Strafe dafür empfangen, daß sie mich um Petricks, meines Freundes willen und Petrick um meinetwillen betrog; denn wir, mein Freund und ich — hatten nichts vor einander geheim. Das Mädchen verhöhnte unsere heiligsten Gefühle. Sie beleidigte damit die höhere Gerechtigkeit."

„Aber die medicinische Untersuchung hat ergeben, daß das Mädchen unschuldig war," entgegnete der Untersuchungsrichter. „Ihr beide habt sie vor einander verleumdet. Eine nette „höhere Gerechtigkeit" das!"

Petrick sagte aus:

„Wenn unsererseits ein Irrthum begangen wurde, so jedenfalls unwillentlich. Wir handelten gewissenhaft. Wir hatten ein unbedingtes Vertrauen zu einander. Das geheiligte Band der Freundschaft achteten wir höher als Weiberliebe. Wir hatten die Gewohnheit, unserer Mädchen Treue zu prüfen, indem wir sie abwechselnd zum Stelldichein überredeten, wonach wir sie gründlich verachteten. Wir sind die junge Generation, Herr Untersuchungsrichter, haben beide das Progymnasium besucht und so Manches gelesen. Die Stickluft eines idealisirten Lebens befriedigte uns nicht."

Nicht wenig pomphafte Phrasen gaben die parfjonowschen Gentlemen auch im Gerichtssaal zum Besten. Sie sprachen von der Sittlichkeit, von den erhabenen Pflichten der jungen Generation, welche in Diensten der Aufklärung stehen müsse, von weiblicher Arglist, von dem „Himmlischen", das sie im Kothe gesucht hätten, und erklärten sich schließlich bereit, obschon unschuldig, die Strafe dennoch hinzunehmen. Die Vertheidigung der jungen Leute hatte ein geschickter Anwalt übernommen. Es war freilich mehr als wahrscheinlich, daß die Freunde nicht mit Willen Sfaschja ertrankt hatten. Dennoch waren alle, die der Verhandlung beiwohnten, erstaunt, als die Geschworenen ein freisprechendes Urtheil fällten.

Mit glücklichen Gesichtern, von stolzem Selbstbewußtsein getragen, verließen Petrick und Kornei Krutikow den Gerichtssaal.

Michailytsch rieb sich verlegen die Backen. Die Freunde erreichten ihn beim Abhang, der in die Parjonowsche Schlucht hinabführt. Sie fuhren auf einer Droschke, während er zu Fuß ging. Es war tiefer Herbst. Regengüsse hatten die lehmigen Wege aufgeweicht. Die Droschkenräder bespritzten den nagelneuen Kaftan des Ofensetzers. Und erst nach der Art zu urtheilen, wie die jungen Leute ihm, ihrem Feind grüßten — Beide zugleich, wie auf ein Zeichen, und mit gekünstelt lächerlicher Höflichkeit — begriff Michailytsch daß die Rache damit noch nicht zu Ende sei. Den ganzen Tag über war er düster und schwermüthig und trug beständig in der Tasche, für jeden Fall, ein Fünfpfund-Gewicht. Nachts träumte ihm, als habe ihn Jemand bei der Kehle gepackt, und wolle ihn erwürgen. Er raffte sich mit Mühe aus dem Schlafe und hatte kaum Zeit, mit seinem Weibe auf die Straße herauszuspringen; sein Häuschen stand an allen vier Ecken in lichten Flammen.....

Die Nothwendigkeit körperlicher Uebungen.

Dem heranwachsenden Geschlecht der Gegenwart wird nicht mit Unrecht nachgesagt, daß es aus Mangel an ausgiebigen körperlichen Uebungen und wegen allzu großer Neigung zu sitzender Lebensweise in seiner körperlichen Entwickelung mehr und mehr entarte und seine harmonische Ausbildung aller Gliedmaßen und Skelettheile mehr erfahre. Die Behauptung, die in den Beobachtungen der Militärärzte beim Aushebungsgeschäft zuerst ihre Stütze fand, ist neuerdings durch ganz eigenartige Untersuchungen eines französischen Arztes wieder bestätigt worden.

Dr. Raoul Brunon verglich nämlich die Schneidermaße einiger 50 junger Leute von 20 Jahren im Alter von 18 bis 22 Jahren mit Maßen von Gleichaltrigen aus der Jetztzeit und verfolgte Geschlecht sich und kam dadurch zu interessanten Ergebnissen über die Körperbeschaffenheit beider Geschlechter, die sicherlich auch bei unserer deutschen Jugend zu treffen. Bei den alten Schnittmustern von 20 Jahren war die vordere Brustlinie, die der Rocköffnung entspricht, weiter von der Aermelnaht entfernt, als bei den jetzigen Röcken von ähnlichem Schnitt.

Um dem Rock über den Hüften um den Leib den richtigen Anschluß zu geben, wurde früher aus den Seitenhälften des Männerrocks ein dreieckiges Stück Tuch herausgeschnitten; heute muß dieser Ausschnitt mehr elliptische Form haben, damit der Rock unten gut sitzt. Die Rückenlinien, die an der unteren Naht des Kleidungsstückes zusammenstoßen, verlaufen statt geradlinig, wie bei den alten Schnittmustern, leicht krumm, damit es auf dem Rücken keine Falten giebt und der Rücken ordentlich hineinpaßt. Denn 80 Mal unter 100 tragen die heutigen Maßzettel die Bezeichnung „runder Rücken."

Die aus diesen Vergleichen zu ziehenden Folgerungen fallen sehr zu Ungunsten des heutigen Geschlechts aus. Der Stock ist über der Brust vorn schmäler geworden, die Entwickelung von Schulter zu Schulter also kleiner. Die Brust der jungen Männer von heute ist demnach flacher, sie hat nicht mehr die frühere Wölbung, und der Athmungsraum des Brustkorbes, und somit der Lunge hat sich gegen früher verringert, zumal da auch der obere und untere Brustdurchmesser nahezu gleich geworden sind, indem der untere normal, aber fast normal geblieben ist, während der obere sich verkleinerte.

Die normale Gestalt ist geradem leicht hohlem Rücken, hervortretendem und gewölbtem Brustkorb und bogenförmig geschwungener Taille bildet heute die Ausnahme und findet sich unter 100 Personen nur noch bei 20. Auch noch in einer Beziehung ist die Körperfigur der heutigen jungen Männer gegenüber den früheren unschön geworden. Normale Schulterstellung, gerade Schultern, finden sich an den modernen Schnittmustern nur noch bei 8 Personen unter 100. Es ist kaum nöthig, das noch besonders hervorzuheben; tagtäglich können wir diese Beobachtung bestätigt finden; hängende Schultern, vorgestreckter Hals und krumme Rücken, wenn sie von Natur aus nicht schon vorhanden sind, durch Schlafe und nach ähnlicher Körperhaltung noch künstlich verstärkt.

Die Hüften sind heute mehr hervorragend, der Oberleib ist kürzer geworden, so daß man beinahe sagen kann, daß der weibliche Charakter in der Körperbildung der Männer häufiger geworden ist. Ein weiteres für weibliches Mißverhältniß zeigt sich noch zwischen den jungen Leuten von jetzt und früher in dem Umfang, über der Brustwarze gemessen, und in dem Leibumfang in der Nabelgegend. Im Jahre 1860 betrug bei den 20jährigen Männern der halbe Brustumfang im Durchschnitt 50 Centimeter und Bauchumfang 40 Centimeter; die Männer damals besaßen also eine natürliche Taille. Heute beträgt der erstere im Mittel kaum 44 Centimeter und der andere 44.

Die fehlende Lebensweise, zu der unter den heutigen Verhältnissen auch in Deutschland die jüngeren Leute gerade während der besten Wachsthumsperiode des Körpers durch den Schulbesuch gezwungen sind und zu der sie auch in der freien Zeit eine ähnliche Neigung haben, die Vernachlässigung ernsthafter Körperübungen, welche den Gliedmaßen kräftigen, und besonders der Mangel von ausgiebigen Athemübungen geben sicherlich bei einer großen Zahl von jungen Männern den Hauptanlaß zur körperlichen Entartung.

„Tägl. Rundsch."

Plaudereien Bismarcks.

Es sind in letzter Zeit so viele Unterredungen mit Bismarck publizirt worden, daß ein beschränkter Zeitungsraum dieselben kaum alle mit hinein kann. Die zuverlässigkeit einzelner ist außerdem mehr oder weniger fraglich. Die letzte Angabe eines Berichterstatters, Bismarck habe geäußert, daß er 1870 die Emser Depesche in „redigirter" Form publizirt habe, um den Bruch mit Frankreich herbeizuführen, wozu Kaiser Wilhelm der Erste sich selbst nicht habe entschließen können, war vollständig erfunden. Der betreffende Reporter hatte gar keinen Zutritt zu Bismarck erlangen können.

Die abfällige Kritik Bismarck's wegen dieser Aeußerung, die Kanzler Caprivi in seiner großen Reichstagsrede gab, war also ganz unberufen. Man hätte doch erst in Varzin sich erkundigen sollen, ob jener Bericht wahrheitsgetreu war oder nicht.

Aus den Mittheilungen, welche Hans Blum über Unterredungen mit Bismarck gemacht hat, und aus welchen im „Demokrat" schon Manches berichtet wurde, folgen nachstehend noch einige interessante Stellen. Bismarck hatte in der „Deutschen Revue" einen Artikel gelesen, „die russisch-französische Allianz und der Dreibund", worin gesagt war, daß er in 1874 einen Krieg mit Frankreich habe anzettln wollen. Das sei er in Abrede und sagt, daß Moltke und die Generäle darauf hingearbeitet hätten. Bismarck aber habe ihre Pläne bei Kaiser Wilhelm hintertrieben.

In der „Revue" hatte es geheißen Bismarck habe den Gesandten Radowitz nach St. Petersburg geschickt, um dem Zaren mitzutheilen, daß Frankreich auf Krieg gegen Deutschland ausgehen, dem letzteres zuvorkommen müsse und wobei Deutschland auf Rußlands Neutralität hoffe. Aber Radowitz ging nur nach St. Petersburg, um sich im Namen Bismarcks zu verlleiten, da Gortschakow, anstatt seine Depeschen an den russischen Gesandten in Berlin zu schicken, dieselben durch die deutsche Botschaft an St. Petersburg sende, — um Geld zu sparen, das derselbe in die Tasche gesteckt habe.

Ueber Gortschakow heißt es dann wörtlich:

„Auch für den Fürsten Gortschakow führte Herr von Radowitz eine größere Sauce diplomatischer Schmeichelei bei sich. Gortschakow war damals noch nicht mein persönlicher Feind, wie nach dem Berliner Kongresse, sondern nur mein boshafter Neider, weil ich ihm etwas über den Kopf gewachsen war. Denn ich hatte ihn — seit unserm dreijährigen Zusammenhalten in den Neunzigern Wirken im diplomatischen Kollegium in St. Petersburg während der Zeit meiner St. Petersburger Gesandtschaft — ich hatte ihn daran gewöhnt, von mir als meinem Meister in der diplomatischen Kunst lernen zu werden. Ich habe auch nie versäumt, ihm zu versichern, daß ich alle guten Eigenschaften, die ich etwa besitze, ihm allein zu verdanken hätte. Aber mit diesen Tugenden ausgerüstet, wurde ich ihm auf die Dauer doch ziemlich unbequem, und schon damals suchte er mich bei seinem Kaiser als Friedensstörer hinzustellen und preisen zu lassen.

Es war für ihn nicht schwer, diese Absichten auch in Berlin, mit den entsprechenden Verdächtigungen meiner Friedensliebe an den richtigen Mann zu bringen — bei seinem Kaiser fiel es ihm weit schwerer, denn er hatte bis an sein tragisches Ende ein unbezweifeltes Vertrauen zu mir — aber der französische Botschafter in Berlin, Hr. v. Gontaut-Biron, war sehr bereit, mich und Gortschakow die von diesem gewünschten Rolle spielen zu lassen. Denn Gontaut-Biron hatte gute Beziehungen mit den mir wenig genehmen Kreisen der Kaiserin Augusta und des Zentrums. Er war außerdem ein der französischer Legitimist und als solcher hatte er ein lebhaftes Interesse, den legitimen monarchischen Rußland gefällig zu sein und bei seinen Landsleuten den Schein zu erwecken, nur ein Legitimist habe die bisherige abgeneigte Zurückhaltung des Zaren gegen das republikanische Frankreich überwunden und Rußland zum Vermittler des von den Franzosen damals so hochgeschätzten Friedens machen können.

Hr. v. Gontaut-Biron reiste also im thunlichsten Incognito nach St. Petersburg, um Gortschakow zu einem Auftreten für den Frieden Gelegenheit zu geben, die dann auch recht fadenscheinig aufgeführt wurde. Ich beschwerte mich bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Zaren — die nach meinen Aufzeichnungen in meinen Erinnerungen am 10. Mai stattfand — über die Unredlichkeit von Gortschakow, der genau wisse, daß ich gar nicht an Krieg denke, und sich so aufspiele, als dante Europa ihm allein die Aufrechterhaltung des Friedens. „Sie wissen doch, daß er ein eitler Narr ist," antwortete mir der Zar. Nach dieser Unterredung erfolgte dann Gortschakow ein Rundschreiben an sämmtliche diplomatischen Vertreter Rußlands, in dem es hieß: „Jetzt ist der Frieden gesichert — man hat sich von der Nothwendigkeit seiner Aufrechterhaltung überzeugen lassen" — mit dem „man" war natürlich ich gemeint.

Bismarck sagte, daß er stets den drei Kaisern des Friedens vorgestellt habe, daß sie viel mehr gemeinsam für ihre monarchischen Interessen zu verhandeln hätten, als sie durch Eroberungen gewinnen könnten. Die Verbindung hielt er noch für fester, wie den jetzigen Drei-Bund.

Vom Berliner Kongreß datirte sich in Rußland der Deutschen-Haß und Altrussen, sondern auch die Polen, Juden und Nihilisten in Rußland. Die Kriegs-Hetzerei, zu den Kriegs-Hetzern gehörten aber nicht blos die Rüber heißt es wörtlich:

Die Polen sind geschieden, gebieten und gewandter als die Russen. Sie sind auch Meister der Verschwörung und Verstellung. Sie verstehen zu schweigen 20 Jahre lang, bis sie endlich die russische Maske abwerfen und als Polen dastehen. Die Russen haben nur Talent für novellistische Leistungen, Romane u. dergl., aber nicht für Politik. Sie wissen ganz genau, was sie sich setzen der Polen zu versehen haben. Aber sie sagen: „Wir sehen sie wohl krankkommen, aber wir werden sie entbinden." Indessen ist noch nicht gewiß, wer Vater und wer Hebamme wird. Mit unglaublicher Geschicklichkeit haben sich die Polen in alle Stellungen des russischen Reiches hineingeschlagen. Ihre alleinige Hoffnung ist der Krieg gegen Deutschland, bei dem Rußland den Kürzeren zieht und das russische Reich niederzerfallen soll. Dann würden wir auch bei einem sehr glänzenden Siege davon am wenigsten die Hand bieten, dieses Reich wieder aufzurichten.

Dann ist ein weiterer Kriegsfreund in Rußland der Nihilismus. Er denkt, er könne seine Pläne auf den Trümmern eines Rußland nachtheiligen Schlachtfeldes verwirklichen. Dann sind dort in demselben Sinne thätig: die Geldmittel der Franzosen, Engländer und Polen — die ja theilweise noch Geld haben. Das Interesse der Franzosen, Rußland zu einem Kriege zu drängen, an welchem sie sich, je nach dem Verlauf desselben, entweder betheiligen können oder nicht, liegt zu auf der Hand. Auch die Engländer sahen es sehr gern, daß wir uns mit Rußland schlagen, um den Engländern die indischen Sorgen für immer abzunehmen. Wenn sich nun diese Kräfte vereinigte Kriegskraft auf die russischen und polnischen Patrioten stürzt, so ist es erklärlich, daß diese Eincinnatusse erlegen, zumal da sie auch sonst nicht gern mit einem Rübenzeicht sich begnügen."

—Von einer merkwürdigen Irrfahrt einer Sendung kostbarer Toiletten wird aus Stockholm berichtet: Vor etwa zwei Jahren langten im Zollhause zu Gotenburg sieben große Kisten an, die aus Paris kamen und die Adresse trugen: „An Ihre kaiserliche Hoheit die Großfürstin Paul." Da es nun in Gotenburg keine Großfürstin Paul giebt, wurden die Kisten, mit denen die Zollbeamten nichts anzufangen wußten, nach Stockholm geschickt. Hier kam man sofort auf den Gedanken, daß es sich um die Gemahlin des jüngsten Bruders des Zaren handle, und gebte das russische Konsulat von der Sendung in Kenntniß. Es folgte nun ein Schriftwechsel, der kein Ende nehmen zu wollen schien. Nachdem die gesetzliche Frist verflossen war, ohne daß die mysteriöse Angelegenheit auch nur um einen Schritt vorwärts gekommen wäre, beschloß die Zollbehörde, den Inhalt der Kisten meistbietend verkaufen zu lassen; die Kisten enthielten neunzehn elegante und luxuriös ausgestattete Roben, die mit echten Spitzen oder mit kostbarem Pelzwerk besetzt waren. Die schwedischen Zollbeamten, die keine Ahnung haben, was für einen Preis derartige Dinge in Paris erhielten, taxirten den Werth sämmtlicher Kleider auf 20,000 Kronen (22,400 M.), während der wirkliche Werth der Roben — ohne Uebertreibung an hunderttausend Mark hinanreichen dürfte. Bei der Versteigerung brachten die Sachen jedoch nur 2000 Kronen (2240 M.), das heißt nicht einmal so viel, als der zu erlegende Zoll betragen hätte. Die Roben kamen aus dem Modemagazin der berüchtigten Madame Apparati, die großer Schwindeleien beschuldigt wurde und unlängst in Petersburg gestorben sein soll.

—Dem russischen Reichsrathe ist ein Gesetzentwurf gegen den Wucher vorgelegt worden. Zinsen, welche 8 ein halb Prozent übersteigen, werden als wucherische bezeichnet. Der Wucher wird mit Gefängniß von 4—16 Monaten bestraft; rechnet der Darleher, um die Höhe der Prozente zu verschleiern, die Zinsen in das Capital ein, so darf nicht unter 18 Monaten Gefängniß erkannt werden. Wucher gegen Unmündige oder Geistesschwache wird mit Einstellung in die Arrestantencompagnien, in besonders schweren Fällen mit Verschickung nach Sibirien geahndet.

Hoffnungsvoll. Kleines Söhnchen: „Ich weiß, was ich werde, wenn ich groß geworden. Ich werde ein großer Erfinder." — Vater: „Das ist ja recht schön von Dir. Warum aber glaubst Du, daß Du ein Erfinder werden wirst? — Kleines Söhnchen: losmachen, fand aber keinen Schraubenzieher und ging ich denn zu Werke und nahm Dein Rasirmesser."

Ein künftiger Geschäftsmann. Tommy kam soeben aus der Sonntagsschule nach Hause und seine Mutter frug ihn, ob er sich gut aufgeführt habe. „Nicht sehr," erwiderte Tommy. „Dann hast Du auch keine Karte für gute Aufführung bekommen?" — „O doch. Ich habe mir das Geld, das Du mir für die Heidenbekehrung gabst, aufgespart und damit zwei Karten von den anderen Jungen gekauft."

Der Geburtstag.

Aus dem Leben eines Mannes.

Eine Geschichte von Franz Grillparzer.

Es war in den Dreißiger Jahren, da lebte in einem romantisch gelegenen Städtchen im Thüringischen, dicht an der Saale „lieblichem Strande", wo noch jetzt die Ueberreste der Burgen stolz und kühn" in die Luft hineinragen, ein Magister, so von den Stadtvätern das Amt übertragen war, die Schuljugend sein gottesfürchterlich zu erziehen, damit sie dereinst das Erbe der Väter, die Bäckereien, Metzgereien, Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten, u.s. w., ebenso gesittete junge Leute zu übernehmen im Stande seien. Magister Lange trat denn auch seinen Beruf in pflichtgetreuer Weise an, und daß es gerade kein beneidenswerther zu nennen war, davon legten zahlreiche lose Rangen Beispiele ab. Wenn da nicht der Baculus des Herrn Magisters dazwischen gefahren wäre, so hätte es wahrscheinlich eine sündhafte Generation für das Städtchen gegeben, aber der Herr Lehrer wußte die Haselruthe aus dem nahe gelegenen Gehölz mit Eifer und Ausdauer zu gebrauchen, und die jungen Nichtsnutze wußten, wie es in der Bibel heißt, wohl von „wannen das Sausen kam und wohin es ging."

Mit der Gelehrtsamkeit des Herrn Magisters war es eigentlich nicht sehr weit her, aber er hatte ja der Jugend nur das Nothwendigste für deren späteres Fortkommen eingetrichtern und kann diese nur einigermaßen im christlichen Glauben bewandert war — das aber wußte man im Volke noch wenig von Atheismus — desgleichen im Schreiben und Rechnen, so war man schon zufrieden. Für die höhere Bildung hab es ja das nahegelegene Schulpforta, und besonders gescheidte Köpfe wurden nach den Universitäten zu Halle oder Leipzig geschickt. Viele waren es freilich nicht, und es befanden sich darunter des Steuereinnehmers drei Söhne, die denn auch etwas lernten, was jedoch dem treuen Diener seines Königs, der sich unter dem Marschall „Vorwärts" tapfer mit den Franzosen herumgeschlagen, bis dem Korsen bei Waterloo das Handwerk gelegt wurde, das Vermögen kostete. Mit dem Herrn Magister hat das aber eigentlich nichts zu thun, noch weniger von dessen Geburtstage, von dem diese Erzählung handeln soll.

Halte nun, wie gesagt, Herr L